

(Nachdruck verboten.)

10) „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.
Von Karl Fischer.

Volter war begierig, den Menschen näher kennen zu lernen. Dieser hatte die prüfenden Blicke bemerkt, mit denen er von Volter beobachtet wurde.

„Was siehst Du mich denn so an?“ fragte er.

„Ich sehe mir jeden Menschen an, mit dem ich in Berührung komme,“ antwortete Volter.

„Und was ist so Interessantes an meinem Gesicht, daß Du es länger betrachtest als andere?“ fragte er halb lächelnd.

„Das sagt man nicht! Der erste Eindruck einer Person kann täuschen. Auch nach längerer Beobachtung ist es gewagt, sich ein abgeschlossenes Urteil zu bilden.“

„Ah!“ entfuhr es dem Wachtgenossen überrascht, indem er zu Volter näher rückte. „Und das instinktive Erkennen der Freunde?“

„Das liegt nicht in meinem Gesichtskreis.“

„In meinem auch nicht, nicht mehr. Ich mußte erst die bittersten Erfahrungen machen, ehe mir das zur Gewißheit wurde,“ sagte er sinnend, halb vor sich hin. „Aber es freut mich, Dich kennen zu lernen. Du bist Rekrut von der ersten Kompagnie?“

„Ja. Und Du?“

„Ich bin sogenannter alter Knochen und von der neunten, wie Du an meiner schäbigen Troddel noch erkennen kannst. Weiner heiße ich, wenns Dich interessiert.“

„Und mein Name ist Volter,“ damit reichte ihm Volter lächelnd die Hand.

„Ein Vorstellen ist man beim Kommiß gar nicht gewöhnt,“ sagte Weiner scherzend. Man lernt hier seine Kameraden auf militärische Weise kennen.“

„Wenn es Dir recht ist, können wir ja öfter zusammenkommen und uns unterhalten, wenn wir Zeit haben.“

„Gern,“ erwiderte Weiner. „Ich habe mich schon lange nach einem Menschen gesehnt, mit dem ich ein vernünftiges Wort reden kann. Ich glaube aber kaum, daß Du das auch tun würdest, wenn Du in meiner Kompagnie wärst.“

„Warum?“

„Weil — Komm gehen wir hinaus. Setzen wir uns eine Weile auf die Bank vor der Wachtstube, bis die Ablösung kommt. Der Gefreite braucht das nicht zu hören,“ fügte er leise hinzu.

Der Gefreite sah am Tisch, in das Wachtbuch vertieft, und orientierte sich über die Instruktionen der Posten.

Vor dem Wachtlokal breitete sich eine wundervolle Landschaft aus, die von der klaren Sonne des erwachenden Frühlings beschienen wurde. In einem Tal dehnten sich erst kürzlich vom Schnee befreite Felder, und ganz fern am Horizont blickten die roten Dächer eines kleinen Dorfes über eine flache Anhöhe zwischen den Wipfeln knospender Bäume hindurch. Eine Feiertagsmattigkeit lag über dem Gesilde. Kein Mensch zu sehen von der Bank, auf der Weiner und Volter Platz genommen hatten.

„Du mußt wissen, Volter, daß ich der Sündenbock meiner Kompagnie bin. Deshalb — das will ich Dir sagen. Ich habe das Einjährigenpatent, und durch Umstände — die ich Dir vielleicht später mitteilen werde — bin ich gezwungen, zwei Jahre zu dienen. Mit sechsundzwanzig Jahren kam ich zum Militär.“

„Geht denn das?“ fragte Volter erstaunt.

„Daß es geht, kannst Du an mir sehen. Als verkommene Existenz wurde ich in der Kompagnie aufgenommen und danach behandelt. Ungefährlich und unbeholfen wie ich bin, konnte ich mich dem Kasernenleben nicht leicht anpassen. Meine ganze Mißstimmung von den bitteren Erfahrungen im Zivilleben her wirkte noch auf mich ein. Durch meine Verzweiflung ließ ich mich zu einer Beschwerde hinreißen. Die Folge davon war bald danach eine Arreststrafe, die mir derjenige verschaffte, über den ich mich beschwert hatte. Nun brach das Unwetter über mich herein. Jetzt bin ich der

Sündenbock der ganzen Kompagnie und werde es bleiben, bis ich endlich erlöst bin.“

„Was erwartest Du dann?“ fragte Volter.

„Nichts erwartet mich, rein gar nichts! Weder Existenz noch Eltern. Aber das schreckt mich nicht. Lieber draußen in Freiheit an der trockenen Brotrinde kauen als noch länger das Hölleleben hier führen.“

„Was bist Du von Beruf?“

„Es wird mir nicht leicht, darauf zu antworten. Ich habe vor meiner Dienstzeit in allen möglichen Berufsarten gearbeitet. Was bin ich schon herumgeirrt! Immer im Hasten und Suchen nach einer menschenwürdigen Existenz. Das war in der letzten Zeit. Aber in der Anfangszeit, gleich nachdem der verhängnisvolle Schicksalschlag über meine Familie hereingebrochen war! — Meine Eltern starben kurz hintereinander in der Zeit, als ich mich zum Staatsbeamten vorbereiten wollte. Rein mittellos, waren mit einem Schläge meine jüngere Schwester und ich verwaist. — Grauenvoll, wenn ich der Zeit gedenke.“

Gedankenvoll stützte er den Kopf in die Hände und blickte vor sich hin.

„Ja, ja,“ erzählte er weiter mit leiser Stimme, der man die innere Bewegung anhörte, so ist es nun gekommen. Das ist die Folge der verkehrten Erziehung. Meinen Eltern will ich damit keinen Vorwurf machen. Sie verstanden es nicht anders. Bloß das Hängen am Kleinlichen — dem Nichtigten — in meinem früheren Kreise! Das Einsinken in einen kläglichen Optimismus! — Vom wirklichen Leben hatte ich keine blasse Ahnung. Das lernte ich erst dann kennen, als ich mit den anderen fühlte. Der eigene Jammer verging in dem Empfinden der Qual für die anderen. — Doch lassen wir das. Wozu soll ich Dir die Litanei meines Glends vorgeheulen!“

„Sei versichert, Weiner — wir werden uns ja nun noch näher kennen lernen — daß Du in mir einen getroffen hast, der genau dasselbe fühlt und empfindet wie Du.“

Bis zur ersten Postenablösung saßen Weiner und Volter auf der Bank vor der Wachtstube und unterhielten sich. Sie erkannten gegenseitig immer mehr die gleiche Gesinnung. Das Bewußtsein ihrer Stellung als gemeine Soldaten ließ sie leichter ihre Gedanken einander mitteilen. Auch während der ganzen Wachtzeit, als beide frei waren, saßen sie beieinander. Sie priesen den Zufall, der sie hatte zusammenkommen lassen, und versprachen sich, als sie sich trennen mußten, sich oft in den freien Stunden zu treffen.

Das erste Kompagnieerzieren nach den Feiertagen übertraf alle Anstrengungen der bisherigen Übungen. Der Hauptmann war mit den Leistungen durchaus nicht zufrieden. Es hagelte Nachexerzierstunden für die Gemeinen. Dann wollte der Parademarsch gar nicht klappen. So oft die erste Kompagnie in breiter Kolonne vor dem Major vorbeimarschierte, schüttelte er mit dem Kopf. Es war keine Richtung in der Linie, und die vom Urlaub Zurückgekommenen waren die Weine nicht hoch genug. Schließlich riß dem Hauptmann die Geduld, und er befahl dem Oberleutnant, die Kompagnie noch eine Stunde nachexerzieren zu lassen. Alle Kompagnien des Regiments konnten vom großen Exerzierplatz in die Kaserne einrücken, nur die erste mußte bleiben. Der Hauptmann ritt nach Hause. Der Oberleutnant war wütend, daß er als einziger Offizier länger auf dem Platz bleiben mußte.

„Ich werde Euch schleifen, Ihr Kastaten,“ rief er den Soldaten zu, „bis Ihr umfallt. — Ganze Kompagnie — Marsch! Tritt gefast! — Wollt Ihr die Knochen rauswerfen, Ihr Saupack! Zurück marsch, marsch! Unteroffiziere austreten!“

Ununterbrochen wurde während der ganzen Stunde Parademarsch geübt.

„Euch europäischen Halbaffen werd ichs beibringen!“ schimpfte der Oberleutnant.

Endlich war die Stunde zu Ende. Die Mannschaft war in Schweiß gebadet. Erschöpft schritt jeder einzelne der Kaserne zu.

Auf dem kleinen Exerzierplatz in der Kaserne begann

Das eigentliche Nachexerzieren der Aufgeschriebenen. Unter denen war diesmal auch Volter.

Wie gerädert fühlten sich die Nachexerzierer, als sie endlich wegtreten durften. „Wenn die Drillerei länger gedauert hätte,“ flüsterte Bed Volter zu, „hätte ich schlapp gemacht.“

Für den Abend war Appell mit dem sechsten Anzug angefragt. Von den Gemeinen war dieser Appell gefürchtet, zumal jetzt, wo in dem Anzug jeden Morgen Kompagnieexerzieren stattfand und sie sich viel auf den weichen lehmigen Wiesenboden des großen Exerzierplatzes legen mußten. Dabei waren die Anzüge oft derart beschaffen, daß ein Lumpensammler kaum einen Groschen dafür gegeben hätte. So verwaschen und verflücht, daß die ursprüngliche Farbe des Stoffs kaum noch zu sehen war, und wären die Metallknöpfe nicht, die zum Dienst so blank gepußt sein mußten, daß man sich drin spiegeln konnte, so wäre die Kleidung für einen Räuber charakteristisch gewesen.

Volter hatte einen Rock, den er mit größter Behutsamkeit behandeln mußte. Bei festemem Zufassen konnte der abgenutzte Stoff wie Zunder auseinanderplakeln. Seine Hose konnte er dagegen noch sehen lassen. Durch Zufall hatte er eine der besten bekommen.

Dem Beispiel einiger Kameraden folgend, nahm er Wasser und Seife zur Hand, bearbeitete nach bestem Können und Vermögen seinen in mehreren Farben schillernden bunten Anzug und suchte ihn so von Lehm und Schmutz zu befreien. Und siehe da, es gelang ihm besser, als er sich gedacht hatte. Mit Befriedigung breitete er den gewaschenen Gegenstand zum Trocknen auf dem schmalen Rasenstreifen aus, der vor dem Kompagnierevier das einzige Grüne bildete. Die Sonne schien und Volter hoffte nach einigen Stunden, wenn das Nachmittagsstürmen vorüber war, die getrocknete Bekleidung holen zu können. Er begab sich auf seine Stube und bereitete sich zum Dienst vor.

(Fortsetzung folgt.)

Staatsanwalt Abendrot.

Von R. Franz.

(Schluß.)

Auch die Vernehmung der Baronin verlief, wie schon gesagt, ohne bemerkenswerte Umstände. Sie weinte heftig, aber das hatte die Weichenstellerfrau auch getan. Medizinalrat Had gab sein Sachverständigenurteil dahin ab, daß Baronin Holzappel, in deren Familie er seit acht und einem halben Jahre Hausarzt sei, nach seinen Beobachtungen an jener zeitweiligen Nervosität leide, wie sie für unser Zeitalter charakteristisch genannt werden dürfe. Auf die Frage des Verteidigers, ob der Herr Sachverständige der Ansicht sei, daß vielleicht Kleptomanie unter Ausschluß der freien Willensbestimmung vorliege, erwiderte Medizinalrat Had, das lasse sich an Hand eines einzelnen Falles nicht entscheiden. Die Frau Baronin habe ja selber erklärt, dies sei das erste Mal, daß sie sich, und zwar auf eine ihr selbst ganz unerklärliche Art, zu einer derartigen Verirrung habe hinreißeln lassen. Rechtsanwalt Dr. Kötz behielt sich daraufhin vor, den Antrag auf Aussetzung der Verhandlung zu stellen, damit seine Mandantin psychiatrisch beobachtet werden könne.

Staatsanwalt Abendrot war an der Reihe. — Er habe, als er zuerst von dem Fall Holzappel hörte, sich sogleich — teils aus seiner juristischen Erfahrung, teils aus allgemeinen psychologischen Erwägungen heraus — gesagt, daß hier ganz besondere Umstände mitsprechen müßten. Zuerst habe er geglaubt, es handle sich um einen der typischen Fälle, in denen quisierte Damen der besten Gesellschaft in einem Zustande, den er, wohl nicht ganz unrichtig, als moralisch-psychoses Irresein bezeichnen möchte, sich Wertgegenstände aneigneten, gleichsam in dem insinuitiven Zertum, sie hätten dieselben ordnungsmäßig erworben und bezahlt. Habe er schon auf Grund dieser Vermutung das schroffe Vorgehen des Warenhausbesitzers Heymann auffällig gefunden, so sei er in noch größerem Erstaunen geraten, als sich herausstellte, daß es sich ja nicht einmal um Kostbarkeiten handle, sondern um relativ wertlose Spizen. Der Fall liege freilich, was er bereitwillig anerkennen wolle, juristisch wie psychologisch immerhin so kompliziert, daß ein Laie wohl in der Tat der Gefahr ausgesetzt sei, sich in dem Labyrinth der Motive zu verirren. Daher wolle er keineswegs dem Zeugen Warenhausbesitzer Heymann aus seinem Vorgehen einen Vortwurf machen, was ja auch gar nicht zu den Aufgaben des Anklagevertreters gezählt werden könne.

Er habe eben gesagt, es handle sich um Gegenstände, denen, relativ betrachtet, ein besonderer Wert nicht zuerkannt werden dürfe. Dies werde vielleicht manchem paradox erscheinen. Aber er bitte, doch zu bedenken, daß erstens der vom Zeugen Heymann auf fünfundsiebzig Mark bezifferte Wert der Spizen den Bruttopreis, den Verkaufspreis darstelle, der sich erfahrungsgemäß beträchtlich über den Herstellungslostenpreis erhebe, und

daß zweitens ein Betrag selbst von fünfundsiebzig Mark nicht als eine Summe bezeichnet werden könne, die einen Gegenstand zu einem für Angehörige der quisierten Kreise wertvollen mache. Ebenso wenig wie man sagen könne, daß der Erwerb und der Besitz von Spizen — zumal von Spizen in so relativ niedriger Preislage — einem Angehörigen der besitzenden Schichten als Luxus angerechnet werden könne. Vielmehr stelle sich der Besitz und Erwerb solcher Artikel durch vermögende Persönlichkeiten, immer relativ gesprochen, als wesentlich gleichartig dem Besitze und Erwerb des — wenn er so sagen dürfe: täglichen Brotes durch Angehörige der besitzlosen Klasse dar. Er wolle nicht so weit gehen, zu behaupten, daß der Erwerb und Besitz von Spizen — wenn auch nur zum Preise von fünfundsiebzig Mark für begüterte Schichten zur Notdurft des Lebens gerechnet werden dürfe, wie bei den ärmeren Schichten Erwerb und Besitz des täglichen Brotes. Rein materiell aber, rein sozial-ökonomisch betrachtet, müsse doch zugestanden werden, daß die pekuniäre Leistungsfähigkeit der Schichten durch die Anschaffung auf der einen Seite von Spizen, auf der anderen von Brot gewissermaßen gleichmäßig recht treffend illustriert werde.

Wozu er diese Abschweifungen machte? Nun, sehr einfach: um darzutun, daß es sich, nach seinem Dafürhalten, keineswegs um das Handeln könne, was man etwa als Luxusdiebstahl, als Diebstahl aus Habgucht zu bezeichnen pflege. Da nun schon ein solcher, wenn er, was zu bestreiten sei, vorgelegen hätte, angesichts der Wohlhabenheit des Beklagten die untrüglichen Merkmale eines psychopathischen Affekts aufweisen würde, so habe er, der Vertreter der Anklage, gegenüber der Tatsache, daß es sich um keine Luxusgegenstände, sondern sozusagen um relativ wertlosen Tand handle, erst recht die Überzeugung gewonnen, daß hier Einwirkungen psychischer Art vorliegen müßten, die im einzelnen und in ihren Ursachen zwar unkontrollierbar seien, dafür aber in ihren Wirkungen unverkennbar zu Tage träten. Wenn die Frau Baronin Holzappel einen Gegenstand an sich genommen hätte, der als Wertobjekt anzusprechen wäre, sogar dann würde er die Überzeugung gefaßt haben, daß es sich, eben wegen der Ueberflüssigkeit, wegen des mangelnden Bedarfs, um eine Tat handle, bei der das Urteil ebenso getrübt, wie die Freiheit des Willens, um mit Kant zu reden, aufgehoben gewesen sei. Wieviel mehr, wenn es sich um Dinge handle, die erst recht nicht im Sinne der Beklagten als notwendig anzusehen seien! Daß diese fast wertlose Spizen genommen habe; sei für ihn — man möge den Ausdruck verzeihen — ebenso sinnlos und unlogisch, als wenn sie einen Laib Brot — sie, die vermögende und vornehme Frau einen Laib Brot zu dreißig oder vierzig Pfennig ohne Bezahlung an sich genommen haben würde!

Noch eines sei ihm in der Verhandlung aufgefallen und er könne sich nicht verlagern, kurz darauf einzugehen, ohne übrigens damit dem Herrn Sachverständigen zu nahe treten zu wollen. Der Herr Sachverständige habe die Frage des Herrn Verteidigers nach der pathologischen Seite des Falles, speziell nach dem etwaigen Ausschluß der freien Willensbestimmung ein wenig ausweichend dahin beantwortet, daß er wegen der Vereinzeltung des Falles keine bestimmte Meinung aussprechen könne. Nun, gewiß handle es sich um einen einzelnen Fall, wie aus den übereinstimmenden Aussagen der Beklagten wie des Zeugen Heymann hervorgehe. Aber gerade auf diesen Umstand lege er Gewicht, weil ihm eben nichts so sehr für die pathologische Beschaffenheit des Falles zu sprechen scheine, als dies, daß er so vereinzelt und unermittelt im Leben einer achtbaren Persönlichkeit aufgetreten sei, deren Ehrenhaftigkeit um eines so wenig geklärten Falles willen noch von niemandem angezweifelt werden dürfe.

Wenn nun auch dieser in das Psychiatrische hinübergreifende Gedankengang mehr seine subjektive und immerhin wohl nicht ganz sachmännische Auffassung wiedergebe, von der er nicht verlangen dürfe, daß sich die Herren Richter ihr rückhaltslos anschließen sollten, so wolle er doch noch einmal betonen, daß er für mindestens ebenso wichtig bei der Beurteilung des Falles die mehrfach festgestellte Tatsache erachte, daß es sich um die — wenn er das harte Wort gebrauchen dürfe: unentgeltliche Mitnahme von Dingen handle, die weniger als Luxus, denn als Notdurft anzusprechen seien, woraus sich die völlige Krankhaftigkeit des Verhaltens der Beklagten ergebe. Denn, um es noch einmal zu sagen: was jemand in der Lebenshaltung einer Baronin Holzappel nicht nötig habe, das könne er auch nur im Zustande der Verwahrloshung und Willenssträubung ohne rechtliche Befugnis an sich nehmen.

Nicht überflüssig scheine ihm zum Schluß, mit Rücksicht auf gewisse Stimmen der sogenannten öffentlichen Meinung, eine kurze Motivierung seiner Ausführungen, die vielleicht nicht ganz ohne allen Grund ebenso sehr ein Gutachten wie eine Anklagerede genannt werden könnten. Gewiß verlange das Gesetz, daß man es unerbittlich anwende, auch wenn das höchste Recht zum höchsten Unrecht werde. Aber man dürfe nicht immer nur dem toten Buchstaben des Gesetzes folgen, am allerwenigsten in einer Zeit, wo uns die Wissenschaft gelehrt habe, die Psyche des Menschen im vollsten Umfange zu berücksichtigen, sodas sich immer neue Gesichtspunkte für die Beurteilung einer Tat ergäben, die man in früheren, finsternen Zeiten kurzerhand als Verbrechen bestraft haben würde, und die man heute als Verirrung nicht zu sühnen, sondern schonend zu beurteilen, zu begreifen und zu entschuldigen gelernt habe. Die Wissenschaft, die unsere Erkenntnis gehoben habe, sie habe zugleich auch unsere Menschlichkeit gestärkt.

Es verleihe sich von selbst, daß er, der Vertreter der Anklage, nach dem Verlauf der Verhandlung selber die Freisprechung der Angeklagten beantrage.

Die Richter begaben sich mit gut gespielter Würde . . . kalt, zurück! Wie so darf ich behaupten, ihre Würde sei gespielt gewesen? Vielleicht weil ich glaube, die Herren hätten zuerst geschwankt, ob sie vor Reid gegen den talentvollen Kollegen plähen oder aus Respekt vor seiner Leistung das Gefäß kippen sollten? Wie so konnte ich aus ihrer Rückenlinie, als sie hinausgingen, erkennen, ob sie schamdielerten? Nichts als Vermutungen, vage Hypothesen, doppelt leichtfertig an Gerichtsstelle, unter den Augen des Staatsanwalts . . .

Staatsanwalt Abendrot zeigte keinerlei Empfindung, als der Vorsitzende schließlich das Urteil verkündete, das sich vollkommen den Ausführungen des Anklagevertreters angeschlossen. Keine Miene verriet, was in ihm vorging. Es schien nur, daß er wirklich an seine eigenen Worte . . . Insame Manier wieder! Es schien nur! Was hatte nur wohl zu scheitern? Selbstverständlich glaubte er daran.

Seit jenem Verhandlungstag ist mein Respekt vor Staatsanwalt Abendrot ein Gefühl von religiöser Macht. Ich sitze abends stundenlang in einer fernen Ecke des „Heffischen Hofes“, um von weitem den Stammtisch der Gerichtsherrn zu sehen. Selbst Oberlehrer Wedmann, der mir früher ein gewisses Interesse einflößte, weil er so ulkige Brillengläser trug, hat jede Anziehungskraft für mich verloren. Und ich gehe oft viermal in einer Stunde auf die Toilette, um bei Staatsanwalt Abendrot vorbeizukommen. Er zieht mich magisch an, wie einen siamesische Zwillinge oder ähnliche Abnormitäten der Natur trotz allem Schauder unwiderstehlich zum Hinschauen zwingen.

(Nachdruck verboten.)

Geheimbünde in der Südsee.

Geheime Gesellschaften kennt die Geschichte aller Zeiten und Völker. Auch wo kein sozialer oder Gewissenszwang die Menschen zu heimlicher Gemeinschaft nötigte, hat der Reiz des Verborgenen immer seine Anziehungskraft geübt. Das Ahnen unerklärter und vielleicht unerklärlicher Zusammenhänge des Weltganzen begünstigt die Vorstellung von einem größeren Wissen und folglich einer größeren Macht, die den Mitgliedern der Geheimbünde zur Verfügung stehen müsse. Wir haben das in den Kulturländern mit den Freimaurerorden erlebt, denen nicht nur von bloßen Phantasien mehr als Tausendkünste zugeschrieben worden sind. Viel eindringlicher noch ist der schreckhafte Einfluß der mysteriösen Verbände bei den Naturvölkern, die noch nicht dazu gelangt sind, nach unserer Art logisch zu denken, geschweige denn den Erscheinungen mit wissenschaftlichen Experimenten auf den Leib zu rücken.

Das allgemeinste Kennzeichen eines Geheimbundes ist jedenfalls dies, daß der eintretende Neuling überrascht ist, hinter dem gelüfteten Schleier nichts sonderlich Wunderbares entdecken zu können. Es gibt eben keine geheimnisvollen Kenntnisse, die eine abgeordnete und privilegierte Kaste imstande wäre, andauernd für sich zu reservieren. Daher geht das unwillkürliche Streben aller einmal eingeführten Mitglieder dahin, den Mangel an tatsächlichen Mehrwissen mit mehr oder minder bedeutungslosen Zeremonien, mit Hokusfokus, Firklesanz und Abracadabra zu übertrumpfen. Außerdem (sicher ist sicher) werden die Mitglieder stets verpflichtet, strengstes Stillschweigen über die Angelegenheiten des Bundes zu bewahren; höchstens daß sie das Vorhandensein schauerdurchzitterter Geheimnisse ganz von fern durchblicken lassen dürfen.

Die Naturvölker sind bekanntlich der Probierstein der modernen Wissenschaft vom Menschen. Man sucht vor allem, soweit die Zeit dafür nicht schon verpaßt ist, ihr Seelenleben zu erkunden und festzuhalten, immer in der Voraussetzung, daß auch wir Kulturmenschen einmal in vergangenen Perioden, von denen keine Geschichte meldet, auf der gleichen Stufe der Entwicklung gestanden haben, und daß wir also unsere Vorfahren gleichsam in einem gegenwärtigen, lebendigen Spiegel schauen können. Inwieweit diese Voraussetzung in allen Punkten zutrifft, mag dahin gestellt bleiben; genug, die Methodik der neuen Forschung arbeitet damit und erzielt wertvolle Ergebnisse. So hat man auch versucht, in die Einzelheiten der Geheimbündszeremonien besondere Bedeutungen hineinzulegen, Ueberbleibsel von Irrreligionen und Urrechten, die dem Gedächtnis der jetzt lebenden Naturvölker bereits gänzlich entschwunden sein sollen.

Demgegenüber ist es angebracht, auf die Stimme eines Forschers zu hören, der nicht bloße Spritzfahrten oder Expeditionen in den betreffenden Weltwinkel seiner Studienobjekte gemacht hat, sondern der seit einem Menschenalter an Ort und Stelle lebt und geneigt ist, die Dinge bedeutend nüchterner anzusehen. Parkinson, den wir hier meinen, ist in der Südsee zu Hause und hat ein kolossales Material über den Bismarckarchipel und die deutschen Salomo-Inseln gesammelt. Er ist im Laufe der Jahre allmählich zu der Ansicht gelangt, daß den Geheimbünden im Grunde jede tiefere Bedeutung fehlt, und daß sie einfach den ganz materiellen Zweck verfolgen, ihren Mitgliedern höheres Ansehen, bessere Ernährung, Gelegenheit zum Faulenzen, reichere Geschlechtsfreuden, sowie Eigentumsvererb auf Kosten der Nichtmitglieder zu verschaffen. Den Uneingeweihten werden fast immer Schauermärchen vom Umgang mit Geistern aufgetischt, zu deren Bestätigung man allerhand sonderbare Geräusche hervorbringt. Das Erscheinen

des weißen Mannes, der König Ehrfurcht vor Gespenstern mitbringt, hat die Eingeborenen veranlaßt, ihr mysteriöses Treiben ein wenig aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen, auf Befragen alles abzuleugnen und ganz verlehrt Auskünfte zu geben. Aber der Betrieb besteht nach wie vor.

Der bekannteste Geheimbund ist der Duf-Duf. Ihm gehören ausschließlich Männer an; doch wird zuweilen einzelnen alten Weibern erlaubt, außerhalb des Festplatzes die Lätze mitzumachen. Alle Stammesgenossen wissen, wo sich der Festplatz befindet; doch hüten sich die Uneingeweihten, selbst wenn sie Angehörige eines Mitglieds sind, den Platz zu betreten, weil schwere Buße darauf steht. Parkinson erlebte sogar zwei Fälle, daß Weiber deswegen getötet wurden. Der Platz liegt stets im Walde unter hohen Bäumen und ist mit dichtbelaubten Sträuchern und Büschen umgeben, wenn nötig, sogar mit Kolosmatten verhängt. Zwei Hütten stehen auf dem Platz, als Unterschlupf für die Mitglieder und zur Aufbewahrung für die wunderlichen und zum Teil riesenhaften Tanzmasken. Der Platz wird stets sauber gehalten, und auch wenn keine Festlichkeiten stattfinden, versammeln sich hier die alten Männer, um ungestört ein Schläfchen zu machen oder die Tagesereignisse zu besprechen. Hier werden auch die Vorbereitungen getroffen, namentlich die Anfertigung der Maskenanzüge. Diese bestehen aus einer Blätterummüllung für den Oberkörper und aus einem kegelförmigen Hut, der den Kopf bedeckt, folglich auf den Schultern ruht. Die Masken selber sind verschieden, je nachdem sie einen Tubuan oder Duf-Duf darstellen sollen. Beim Tubuan bildet die Kopfmaske einen kurzen Kegel, der mit einem großen Busch aus Kakadufedern gekrönt wird; beim Duf-Duf läuft die Maske lang und spitz aus, manchmal bis zu zwei Meter Länge, und ist mit bunten Holzschmuckereien, Federkränzen und Pflanzenfasern verziert. Der Maskenträger kann natürlich von außen nicht erkannt werden, wohl aber vermag er selber durch die Lücken des Gestells hindurch genügend zu sehen. Der vollständige Anzug ist schwer und unbequem und wird von den Trägern von Zeit zu Zeit im Gebüsch gewechselt; nicht selten erzeugt der Druck des Gestells arge Abschürfungen an Schultern und Hüften. Der Tubuan gilt als Geist weiblichen Geschlechts, hat immer einen eigenen weiblichen Namen und ist der höchste Würdenträger in der Verbindung. Nur bestimmte Familien besitzen das ererbte oder erkaufte Recht, einen Tubuan erscheinen zu lassen; er muß durchaus standesgemäß auftreten, verurteilt also beträchtliche Ausgaben an Muschelgeld und bedeutet daher an Aufwand und Einfluß etwa so viel, als wenn man bei uns einen studierenden Sohn bei den Bonner Borussiaen alimentiert. Natürlich will der wohlhabende Tubuan-Installateur, genau wie bei uns, sein Geld mit Zinsen wieder hereintriegen. Dazu verhilft ihm besonders das Recht des Tubuan, Strafen aufzuerlegen und gleich einzulassieren. Neuhert sich jemand ungebührlich über den p. t. Tubuan, gleich heißt es: gieb Tabu (Muschelgeld)! Niemand wagt es, sich zu widersetzen; denn hinter dem Fordernden steht geschlossen der ganze Bund, der die öffentliche Meinung in der Hand hat. Macht ist Recht: heißt der gewöhnliche Grundsatz der vom Tubuan befolgten Judikatur. Nach echter Bravo-Manier beschützt er auch das Eigentum; gegen Zahlung einer entsprechenden Summe markiert er Palmen-, Taro- oder Bananenpflanzungen mit seinem gefürchteten Spezial-Tabuzeichen, etwa einem Grasbündel, einem geschloffenen Kolosblatt, einigen buntemalten Kolosshalen oder dergleichen. Jeder weiß, was das sagen will.

Die Einführungszeremonien gestalten sich folgendermaßen: Von Zeit zu Zeit wird von den Eigentümern eines Tubuan angekündigt, daß dieser demnächst erscheinen werde. So haben die Vereinsmitglieder Zeit, für die Einführung eines Novizen die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Ist der Tag gekommen, so hört man vom Festplatz lautes Rufen; die Novizen strömen herzu und lagern sich im Kreise. In der Mitte tanzt der Tubuan mit einem Stock und teilt Schläge an die Eignenden aus; das gleiche tun die außen herumstehenden Mitglieder. Daß sich bald ein Schmerzgeheul erhebt, ist nicht verwunderlich; es findet ein Echo von seiten der Rätter, die daheim in ihren Hütten sitzen. Hieraus erteilt der einführende Vater oder Onkel an jeden Anwesenden Muschelgeld, den Löwenanteil natürlich an den Tubuan. Daran schließt sich ein kleines Essen. Dann tritt der Tubuan wieder in den Kreis und beginnt sich seines Kostüms stückweis zu entledigen. Er hat zuvor die Tragbänder entfernt und streift nun einen Laubring nach dem anderen vom Körper, bis er ganz entblößt dasteht. Er will hierdurch den Eindruck erwecken, als wären die Laubringe von Geisterhand festgehalten gewesen. Hiernach tanzen die Männer und lehren die Novizen die eigentümlichen Sprünge und Schritte des Duf-Duf. Dann wird ihnen eingeschärft, nichts zu verraten, unter Hinweis auf das drohende Strafregister. Zum Schluß kommt ein reichliches Festessen, mit dem die Verwandten der Eingeführten alle Anwesenden regalieren.

Zur Verleihung des Duf-Duf ist es nötig, daß dieser erst vom Tubuan „geboren“ wird. Lautes Schreien vom Festplatz und das Getöse der Holztrummeln verkünden die Nacht hindurch das Ereignis. Am Morgen erscheint der Tubuan mit den neugeborenen Kindern (die betreffenden Duf-Duf-Maskenanzüge werden in aller Heimlichkeit vorher angefertigt) und besteigt am Strande festlich geschmückte Kanoes, die von den unmaskierten Ritualiedern mit Gesang und Trommelschlag an der Küste entlang gerudert werden. Ein malerisches, farbenfreudiges Bild: das weite, spiegelglatte

Meer, die Silhouette der Rüste, die schlanken Boote, von nackten Gestalten besetzt, und die übergroßen, grotesken Masken! Man steigt schließlich an Land und vollführt eine tagelang währende Jubelfeier, deren Einzelheiten zu berichten hier ungebührlich viel Raum beanspruchen würde. Daß der Duk-Duk oder vielmehr der Träger der betreffenden Maske alle in der Nähe wohnenden Hofbesitzer wiederum gehörig in Kontribution setzt, ist selbstverständlich. Das Festschmausen (auf Kosten der Verwandten, wie oben) und das Einsammeln von Tabu kann unter Umständen ein bis zwei Monate lang dauern; die Schröpfung währt also offenbar so lange, bis die Heimgefahrten offenbar ausgebeutet sind. Am Ende des Festes gilt der Duk-Duk als „gestorben“; die Masken werden zerstört und nur wertvollere Bestandteile einzeln aufgehoben. Die Neueingetretenen haben in der Regel bei den Verteilungen nicht so viel Tabu ergattert, daß sie damit alle Auslagen, die durch ihren Eintritt entstanden sind, decken könnten. Sie müssen daher ihre Arbeitskraft verdienen, Pflanzungen anlegen, Fische fangen, kurz, das Geld herbeschaffen, wobei manchmal zwei bis drei Jahre hingehen. Am Zahlungstage ist natürlich wieder großes Essen usw.

Diese sozialen Verhältnisse sind wichtig zu beachten, besonders für eine verständige Verwaltung. Es ist klar, warum der Vater erstens genötigt ist, den Sohn zu verdienen; zweitens, warum man den jungen Leuten nicht erlauben kann, eigenmächtig hierhin und dorthin zu ziehen und den Zurückbleibenden die ganze Schuldenlast allein aufzubürden. Wir sehen ferner, auf welchem merkwürdigen Umwege hier eine Verpflichtung zur Arbeit erzeugt wird, in einem Klima, wo sonst für die Menschen sehr wenig Ursache dazu vorhanden wäre.

Mit dem Vorbeschriebenen sind nun die Geheim-Institutionen der ozeanischen Inselwelt keineswegs erschöpft. Es gibt andere Verbindungen, die bedeutend tiefer in das Seelenleben der Eingeborenen eingreifen, weil sie sich auf den Gegenzauber gegen die das Leben fortwährend bedrohenden tödlichen Mächte verstehen. Diese tief wurzelnden und uralten Einrichtungen wird so leicht keine Behörde und kein Missionar austrotten können. Bemerkenswert ist, daß auch hieran nur die Männer teilnehmen dürfen, daß ein schwer zu erlernender Tanz die Haupt- und Staatsaktion der Versammlung ausmacht, und daß geschlechtliche Zügellosigkeiten an der Tagesordnung sind, z. B. in der sog. Ingiel-Verbindung.

Die Geheimbünde der Südsee sind auf jeden Fall sehr alt und wahrscheinlich gemeinsamen Ursprungs, da selbst in entfernten Gegenden oft die kleinsten Nebenumstände der Zeremonien die gleichen sind. Gemeinsam sind immer die schon berührten Faktoren: Privileg der Männer, Gehimhaltung, Vortäuschung von Geisteserscheinungen und Geistesstimmen durch Masken und Schwirrhölzer (Waldbüffel-ähnliche Instrumente), Kenntnis der Eingeweichten vom Hofuspokus, Eintritt gegen Zahlung und Erdulden von Entbehrungen und Mißhandlungen, materielle und standesmäßige Vorteile der Mitglieder und besonders der Hauptgepensterbesitzer. Von religiösen Motiven ist nichts zu erkennen. Und um auf die vergleichende Anschauung zurückzukommen: Es ist keinesfalls sicher oder gar bewiesen, daß unsere Urahren auch einmal auf dieser speziellen Stufe der Entwicklung gestanden haben. Auch die Naturvölker haben nicht stillgestanden, sondern ihr geistiges Leben fortgebildet. Wahrscheinlich ist, daß die Menschheit von einer und derselben Entwicklungsstufe ausging, daß aber nachher der weitere Fortschritt sich so verschiedenartig gestaltete, wie es die biologische Anlage der gleichen Art von Lebewesen nur immer gestattet.

Alfred Rind.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Die Musik zur Bekämpfung von Geisteskrankheiten. Ein berühmter Irrenarzt hat einmal gesagt, daß die Musik besser sei als ganze Liter von Arzneimitteln und wirksamer als Zwangsjacken, wobei er es wohl als überflüssig betrachtet hat, auf die Menschlichkeit dieses Mittels noch besonders hinzuweisen. Demnach sollte man ohne weiteres annehmen, daß sich die Ausübung der Musik und die Abhaltung häufiger Konzerte in den Irrenhäusern längst eingebürgert haben müßte. Wenn das nicht der Fall ist, so sollte es möglichst bald überall geschehen. Ein „Lancet“-Korrespondent aus Budapest berichtet jetzt über die großen Erfolge, die Dr. Verkes, der Leiter eines großen Irrenhauses in Ungarn, mit der Anwendung der Musik bei seinen Pflegebefohlenen gemacht hat. In dieser Anstalt wurde vor kurzem ein besonders großartiges Konzert abgehalten, dem von 600 Kranken der dritte Teil beiwohnte. Es war sofort erkennbar, daß die Zuhörerschaft der Vorführung mit mehr Aufmerksamkeit folgte, als man sie in gewöhnlichen Konzertsälen meist zu beobachten Gelegenheit hat; und trotzdem kamen manche Patienten aus den Abteilungen, die für schwere und gefährliche Geisteskranken bestimmt sind. Selbstverständlich befanden sie sich unter den wachsamsten Augen ihrer Wärter, gaben aber nicht den geringsten Anlaß zu Verstärkungen. Von der ersten Nummer des Programms bis zum Schluß lauteten die Kranken mit unerminderter Hingabe und äußerten ihren Beifall nach jedem einzelnen Stück. Selbst Patienten, die sonst eine

bauernde Anruhe zeigten, verhielten sich vollkommen gestillt, und es waren nur wenige Gesichter zu sehen, deren sonst düsterer oder gleichgültiger Ausdruck nicht durch die auf sie eindringende Tonwelt zum Guten verändert und verschönt wurde. Da das Konzert volle zwei Stunden dauerte, so ist sein Erfolg ein schlagender Beweis für die gewaltige Wirkung der Musik als Beruhigungsmittel und somit als eine wahre Wohltat in solchen Anstalten.

Technisches.

Elektrizität in Bädereien. In einer Veröffentlichung der „Elektrizitäts-Lieferungsgesellschaft“ finden sich interessante Angaben über die Verwendung der Elektrizität in Bädereien und Konditoreien. Die Forderung, den Arbeitsvorgang zu verbessern, tritt wie an alle anderen Gewerbe auch an die Bädereien immer mehr heran, so daß jetzt bereits Maschinen in allen Teilen des Herstellungsvorganges, wie Mehlsieb- und Mischmaschinen, Sackausklopfmaschinen und vor allem Teignet- und Mischmaschinen benutzt werden. Als Antriebskraft für diese Arbeitsmaschinen kommen neben dem seltenen Fall des Antriebes durch Pferdewegeln in vereinzelten Landbädereien nur Gasmotoren oder Elektromotoren in Betracht. Im Laufe der letzten Jahre wird dem Elektromotor immer mehr der Vorzug gegeben, so daß heute im Durchschnitt auf zehn elektrisch angetriebene Bädereien höchstens eine mit Gasmotorenantrieb kommt, ein Verhältnis, das sich noch von Jahr zu Jahr zugunsten des Elektromotors ändert. Die Ursache hierfür liegt vor allem in der größeren Wirtschaftlichkeit der Motoren. Bei einer kleineren Bäderei z. B. kostet der Betrieb des Gasmotors doppelt so viel als der des Elektromotors, während die Anschaffungskosten dieses nur den vierten Teil der für einen gleich großen Gasmotor betragen.

Die motorische Kraft hat zuerst die mühselige Arbeit der Teigbereitung übernommen. Die Knetmaschine erledigt die viel Kraft, Ausdauer und Gleichmäßigkeit erfordernde Arbeit des Teignetens rascher, besser und billiger als der Bäckergehilfe. Die Arbeit des Teignetens wird von nahezu einer Stunde auf 3 bis 8 Minuten verkürzt, und während die Kosten für die Bearbeitung von 100 Kilogramm Teig bei Handbetrieb durch zwei Gesellen zirka 90 Pf. betragen, stellen sie sich bei elektrischem Betrieb auf nur zirka 6 Pf. Aber auch für das Arbeitsverfahren selbst ist die Anwendung der Knetmaschine von Vorteil. Durch die gleichmäßige, durchgreifende Teigbearbeitung werden die Teige lockerer und wolliger, die Produktion wird verbessert und die Mehlausbeute um einige Prozent höher. Schließlich ist die Verarbeitung der Ware viel reiner und hygienischer als beim Handbetrieb.

Auch bei den Vorbereitungsarbeiten zum Baden spielt die Maschine eine große Rolle. Die Mehlhade werden durch den elektrisch betriebenen Aufzug in den in der Regel höher gelegenen Sackspeicher geschafft, dann kann das Sieben und Mischen des Mehles in bequemster und einfachster Weise durch Maschinen besorgt werden. Besonders wirtschaftlich und hygienisch gestaltet sich dabei der Betrieb, wenn diese Maschinen in einem direkt über der Badstube gelegenen Raume aufgestellt werden, so daß das Mehl durch Rohre direkt in die Tröge der Knetmaschinen fällt. Die Mehlverluste werden bei dieser Anordnung genau so vermieden wie bei der Sackausklopfmaschine, die gleichfalls die Handarbeit ersetzt. Während der Zeit des Teigbearbeitens kommen ferner die Teigteil- und Wirtmaschinen in Frage, die sich durch Schnelligkeit und Gleichmäßigkeit auszeichnen. Eine Frage von besonderer hygienischer und sozialer Bedeutung ist die der elektrischen Ventilierung und Beleuchtung. Mit wenig Kosten könnte den Klagen über den Wasserdunst und die schlechte Luft in den trotz aller Verordnungen nur zu oft unzulänglichen Arbeitsräumen durch Aufstellung eines Ventilators abgeholfen werden. Auch im Verkaufsraum wäre ein kleiner Tischventilator oft von großem Nutzen, da der durch ihn erzeugte Luftstrom ein unschlagbares Mittel zur Vertreibung der Fliegen ist. Auch die allgemeine Einführung der elektrischen Beleuchtung in den Arbeitsräumen — in den Verkaufsräumen wird sie ja als Reklamemittel schon oft gefunden — würde neben den allgemeinen Vorzügen des elektrischen Lichtes noch den besonderen Vorteil für die Arbeiter bieten, daß die Luft nicht wie bei anderen Beleuchtungsarten verschlechtert wird und daß auch die Wärmeentwicklung elektrischer Lichtquellen sehr gering ist. Für Heiz- und Kochzwecke kommt für normale Verhältnisse bei den heutigen Strompreisen der elektrische Strom in den Bädereien und Konditoreien nicht in Frage. Auch in den Konditoreien hat die Elektrizität die Anwendung von Maschinen für alle verschiedenen kleinen Nebenarbeiten ermöglicht. Kaffee- und Gewürzmaschinen, Teigrührmaschinen, Schneeschlag- und Schlagahneemaschinen, Eismaschinen, Baumkuchenmaschinen u. a. m. werden durch Elektromotoren einzeln und zusammen angetrieben. Gerade bei Konditoreien handelt es sich oft um viele kleine Arbeiten, die gleichzeitig erledigt werden müssen, daher viele Hilfskräfte erfordern, aber nur kurze Zeit in Anspruch nehmen. Hierbei bewirkt der motorische Antrieb eine Erhöhung der Leistungsfähigkeit, weil ein Motor die Arbeit mehrerer Leute übernehmen kann.

Wir sehen also, daß in dem sonst noch ziemlich rückständigen Bädergewerbe der Motor eine immer größer werdende Rolle spielt und hoffentlich auch einen immer größeren Einfluß auf die hygienischen Bedingungen dieses Gewerbes ausübt.